

Norbert Höpfner/Manfred Jöbgen

## **Pädagogische Diagnostik - ein Kurzportrait –**

Ausgangspunkt der Überlegung, dass professionelle Hilfe in den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit unausweichlich mit dem Problem konfrontiert ist, fremden Sinn verstehend zu erschließen, um auf diese Weise *wirksame Handlungsansätze* entwickeln zu können, stand bei Gründung des »Instituts für pädagogische Diagnostik« die Frage im Zentrum, *wie* der Individualität des jeweiligen Einzelfalles angemessen Rechnung getragen werden kann. Unzweifelhaft dürfte sein, dass tragfähige Interventionen unausweichlich darauf verwiesen sind, die *jeweilige Spezifik der Problematik* des/der KlientIn verstehend erfasst zu haben. Faustformelhafte oder gar technokratische Vorgehensweisen – das liegt in der Natur der Sache – erweisen sich sehr schnell als unbrauchbar und auch Intuitionen führen allenfalls in seltenen Ausnahmefällen zu brauchbaren Resultaten.

Vor diesem Hintergrund kann die Gründung des »Instituts für pädagogische Diagnostik« als der Versuch betrachtet werden, diese *Verstehensprozesse* auf eine *methodische Grundlage* zu stellen und in der Sozialen Arbeit zu verankern. Obwohl, wie viele PraktikerInnen der Sozialen Arbeit einräumen, Entscheidungsprozesse z.B. in der Jugendhilfe sich praktisch vielfach auf eher vage Einsichten in die Problematik der Klientel stützen und folglich zu Unsicherheit und Unzufriedenheit führen auf beiden Seiten führen, konnten wir zu Beginn unserer Tätigkeit kaum Ansätze ausmachen, diesen Mangel zu beheben. Offenbar hat man sich bei allem Unbehagen mit einem Zustand arrangiert, dessen Beibehaltung zwar durchaus kritisch gesehen wurde, dessen grundlegende Änderung jedoch trotz der Verheißungen eines gerade in diesem Sektor boomenden Fortbildungsangebotes nicht wirklich in Aussicht stand.

Zu den vielfältigen Folgen dieser Tatsache gehört aber keinesfalls ‚nur‘ die anwachsende Unzufriedenheit über die Unzulänglichkeit mancher Entscheidung bei den MitarbeiterInnen sozialer Dienste, sondern vor allem die sich daraus ergebenden Weichenstellungen für die Kinder und Jugendlichen. Das nicht selten zu beobachtende Unvermögen, die

*tatsächliche Problemgestalt zu erkennen*, kann als wesentliche Bedingung dafür gesehen werden, dass viele Jugendliche die berüchtigten ‚Odysseen‘ durch verschiedenste Einrichtungen und Hilfesettings antreten müssen. Dass der angestrebten Autonomie des/der Jugendlichen damit kein Gefallen getan wurde, versteht sich von selbst.

Die *biographische Methode*, die sich in letzter Zeit auch in der Sozialen Arbeit immer stärker durchzusetzen beginnt, eröffnet hier eine praktikable Alternative. Sie knüpft in ihrer Grundannahme an eine Erkenntnis an, die auch dem Alltagsbewußtsein durchaus geläufig ist, d.h. von niemandem ernsthaft bestritten wird: dass die soziale Wirklichkeit ein ‚Produkt‘ der vielfältigen Wechselbeziehung von Individuum und Gesellschaft ist. Diese Wechselbeziehungen in ihrer *Wirksamkeit* zu ermitteln, die *Bedeutung* von familiären und außerfamiliären Einflüssen auf die Entwicklung der Identität und Individualität von Kindern und Jugendlichen zu verstehen, ist kurz gesagt das Ziel der »Pädagogischen Diagnostik«. Dass dabei sowohl die konkrete, in sich zumeist sehr komplexe und vielschichtige Entwicklungsproblematik als auch die vorhandenen Selbstheilungspotentiale (Ressourcen) herausgearbeitet werden, ist für diese Methode konstitutiv.

Die »Pädagogische Diagnostik« ist ein Verfahren, das unterschiedliche Methoden und Techniken aus der qualitativ-empirischen Sozialforschung zusammenführt, um lebensgeschichtliche Selbstbeschreibungen, wie sie im Rahmen der Datenerhebung zustande kommen, auf die in ihnen wirksamen *handlungsleitenden Muster* zu bestimmen. Diese Muster entsprechen dem, was sich in der Biographieforschung unter dem Begriff der „Fallstruktur“ eingebürgert hat. Auf der grundlegenden Ebene jeder Persönlichkeit sind bestimmte Muster dafür verantwortlich, dass ein Individuum sich in der sozialen Welt orientieren und an ihr teilhaben kann. Anders formuliert könnte man auch davon sprechen, dass die »Pädagogische Diagnostik« darauf abzielt, diejenigen Strukturen zu ermitteln, die einen Menschen zu einem *unverwechselbaren Individuum mit einzigartiger Identität* bzw. Subjektivität machen. Gerade weil die Aneignung und Verfestigung solcher Strukturen sich im Rahmen *zeitlich ausgedehnter Bildungsprozesse* vollzieht, ist diese Ebene dem einzelnen Subjekt selbst nicht vollständig zugänglich. Fehlgelaufene Sozialisationsprozesse erweisen sich in der Folge oftmals als besonders hartnäckig, weil der Träger eines problematischen Sozialverhaltens

subjektiv ein ganz anderes Verständnis der von ihm verursachten Ereignisse bzw. Konsequenzen hat, als beispielsweise ein außenstehender Beobachter, seien dies die Eltern oder andere soziale Akteure. Dem Alltagsverstand ist dieses Phänomen als oftmals verblüffende, manchmal erschreckende Abweichung von Eigen- und Fremdwahrnehmung bekannt. In der Konsequenz dieser Tatsache liegt ein pädagogisches Kernproblem: Wenn es nämlich nicht gelingt, dem Kind oder Jugendlichen *sinnhaft* zu vermitteln, warum z.B. sein Verhalten nicht akzeptabel ist, er sich selber schadet, folgenreiche Fehler im Hinblick auf sein weiteres Leben begeht etc., kann eine auf *Autonomie* gerichtete Interventionsstrategie von vornherein nicht fruchten. Die angestrebte *Verhaltensänderung* ist nämlich immer Ausdruck eines *Lernfortschrittes* und gründet folglich auf Einsicht und Erkenntnis. Wie dieser jedoch herbeigeführt werden kann, hängt maßgeblich davon ab, inwieweit die *jeweiligen individuellen Muster der Wirklichkeitsverarbeitung* erfasst werden konnten, um darauf aufbauend das fragliche Problem *an der Wurzel* anzugehen.

Das Verfahren, das wir anwenden, um zu ebenjenen Mustern vorzudringen, ruht auf zwei ‚Säulen‘, die in den Sozialwissenschaften seit Jahrzehnten Verwendung finden, somit bestens erprobt und entsprechend ausgereift sind: Dem »narrativen Interview« und der »objektiven Hermeneutik«. Das *narrative Interview*, einer Spezialform des qualitativen Interviews, ist in einem umfassenden Sinne dazu geeignet, eine maximal reichhaltige Datenbasis hervorzubringen, die über alle lebensgeschichtlich relevanten Themen, Ereignisse und Entwicklungsprozesse eines Menschen Aufschluss gibt. Im Gegensatz zu konventionellen Befragungen steht hier die Sichtweise des Individuums selbst im Vordergrund, d.h., die Befragten werden ermuntert ihren Lebensweg im *Rahmen einer Stegreiferzählung* darzustellen, ohne dass der Interviewer *strukturierend*, wie dies in der konventionellen Umfrageforschung üblich ist, eingreift.. Das Ergebnis ist ein *Erzähltext*, der die *Ereignisverstrickung* und die *lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung* des Individuums in ihren relevanten Hinsichten *aus der Sicht des Individuums* wiedergibt. Die *Dynamik des Erzählvorgangs* bringt dabei zwangsläufig diejenigen Muster zur Geltung, von denen eben die Rede war.

Die *objektive Hermeneutik* auf der anderen Seite ist ein seit nahezu dreißig Jahren kontinuierlich fortentwickeltes *Verfahren der Textanalyse*.

Seit ihren Anfängen in den sechziger Jahren im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt »Elternhaus und Schule« ist es zu einem Instrument herangereift, das es den InterpretInnen von Texten gleich welcher Art erlaubt, sich von den Selbstdeutungen, wie sie selbstredend gerade in biographischen Interviews vorkommen, zu lösen und den vorliegenden Text auf seine *objektiven Bedeutungsstrukturen* hin auszuleuchten. Die Grundüberlegung besteht darin, dass die *Sinnproduktionen* von Individuen *regelgeleitet* erfolgen, d.h. konkrete Texte werden als *Ausdruck* einer spezifischen Individualität betrachtet, die nur dadurch für andere verständlich sind, weil sie *durch Regeln erzeugt* werden, die prinzipiell rekonstruierbar sind, d.h. von anderen sprach- und handlungsfähigen Individuen nachvollzogen werden können. Unser Verfahren stellt nun vereinfacht gesagt darauf ab, diese Persönlichkeitsmuster vermittels ihrer *unverwechselbaren Regelverwendung* zu bestimmen.

Dabei werden die einzelnen Abschnitte (Sequenzen) des verschrifteten Interviews von einer InterpretInnen*gruppe* solange Schritt für Schritt interpretiert, bis eine sog. »*Strukturhypothese*« formuliert und begründet werden kann. Diese stellt gleichsam ein erstes wichtiges Ziel der Anstrengungen dar, weil in dieser Hypothese die jeweils interessierenden Merkmale des ‚Falles‘ zusammengefasst sind. Selbstverständlich kann sich eine methodisch kontrollierte Analyse nicht mit einer Hypothese begnügen, selbst wenn diese nach kontroverser Erörterung plausibel zu sein scheint. Im nächsten Schritt wird diese Ausgangsüberlegung in einem aufwendigen Prüf- und Testverfahren auf ihre Stichhaltigkeit ausgeleuchtet. Eine *einzig Passage* des Interviewtextes, an der die Strukturhypothese *nicht* zur vertieften Sinnerschließung führt, würde zur Folge haben, das analytische *Procedere* von Neuem zu beginnen.

Erst wenn eine maximale Sicherheit über die Zuverlässigkeit und Triftigkeit der Ergebnisse hergestellt wurde, ist es möglich, fundierte Aussagen über die Art und Weise zu machen, *wie das konkrete Individuum seine Welt wahrnimmt, sich zu ihr stellt, was ihm wichtig ist, welche Ziele es verfolgt* und, was von herausgehobener Bedeutung gerade im Zusammenhang mit Entwicklungsproblematiken ist: *an welche (schlummernden) Selbstheilungspotentiale eine Interventionsstrategie anschließen kann.*

Bevor aber überhaupt das Interview selbst in die Interpretation einbezogen wird, ist ein unentbehrlicher Teil der Analyse, nämlich die der sog.

»Objektiven Daten« (Genogrammanalyse), bereits erfolgt. In diesem ersten Schritt werden die *Daten des Familiensystems* (Geburten, Wohnorte, Einkommensverhältnisse, Berufe, Verwandtschaftsverhältnisse etc.) Punkt für Punkt interpretiert. Der Sinn dieser Operation besteht darin zu klären, *was* die Familie zu einem bestimmten Zeitpunkt ist und *wie* sich das konkrete Familiensystem entwickelt hat. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk darauf, wie ein gegebenes Familiensystem sich angesichts konkreter sozio-ökonomischer Bedingungen (wie z.B. Arbeitslosigkeit, Wohnraummangel usw.) behauptet, welche Strategien es aufbietet, um Ziele zu realisieren, aber auch, welche positiven bzw. negativen Identifikationsmöglichkeiten die Nachkommen antreffen.

Auf der Basis dieser Datenanalyse sollen vor allem Fragestellungen entwickelt werden, die die anschließende Arbeit am Interviewtext anleiten und präzisieren helfen.

Die Ergebnisse der Analyse werden in einem Gutachten zusammengefasst, auf dessen Grundlage gemeinsam mit den zuständigen MitarbeiterInnen der Sozialdienste eine Interventionsstrategie entwickelt wird. Darüber hinaus berät das Institut für pädagogische Diagnostik die zuständigen PädagogInnen bei der Umsetzung der Interventionsstrategie in konkretes pädagogisches Handeln.

Die Erfahrungen, die wir in mittlerweile mehrjähriger Zusammenarbeit mit verschiedenen Jugendämtern aus der gesamten Bundesrepublik sammeln konnten, lassen den Schluss zu, dass bei Einsatz dieser Methode ein erheblicher Effizienzzuwachs zu verzeichnen ist, der sowohl den professionellen HelferInnen als auch und vor allem den Kindern und Jugendlichen unmittelbar zugute kommt. Die Rückmeldungen, die wir im Rahmen einer Evaluationsstudie von den kooperierenden Jugendämtern erhalten haben, stimmen uns optimistisch. Unsere Überzeugung, dass es möglich ist, den vielfach unüberwindlich erscheinenden Spagat zwischen Wissenschaft und Praxis zu meistern und ein hochwirksames Instrumentarium für praktische Anwendungen nutzbar zu machen, beginnt sich durchzusetzen.

Das zeigt auch die anwachsende Nachfrage nach Fortbildungsseminaren, die sich an PraktikerInnen aus der Sozialen Arbeit richten. Der Vorteil der *leichten Erlernbarkeit* der Analysetechniken, sowie der konkrete Nutzen bei der Bewältigung einer zusehends komplexeren Berufsarbeit,

überzeugt immer mehr Kolleginnen und Kollegen davon, dass *fallanalytische Kompetenz* – und nichts anderes verstehen wir unter »Pädagogischer Diagnostik«, eine unverzichtbare Bedingung professioneller Fachlichkeit darstellt.